Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 66 (1989)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Helvetia Sacra I/4: Le diocèse de Lausanne (VIe siècle - 1821), de Lausanne et de Genève (1821-1925) et de Lausanne, Genève et Fribourg (depuis 1925). Rédaction Patrick BRAUN, Basel/Frankfurt a. M. 1988, 525 S., 2 Karten.

Der vorliegende zehnte Band des Handbuchs der Helvetia Sacra betrifft Freiburg in besonderem Maße, ist dieses doch nach dem Untergang der alten Diözese Lausanne 1536 das Zentrum der sich rekonstituierenden Diözese geworden, auch wenn dies in der Bezeichnung erst seit 1925 zum Ausdruck kommt. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, seit Pierre de Montenach (1688–1707), sind die Bischöfe mit wenigen Ausnahmen (Gaspard Mermillod, 1883–1891; Joseph Deruaz, 1891–1911; Marius Besson, 1920–1945; Pierre Mamie) geborene Freiburger, die mit noch weniger Ausnahmen durch die Schule des Kollegiums St. Michael gegangen waren. Nicht wenige von ihnen, auch Nicht-Freiburger, liegen in Freiburger Kirchen begraben: Pierre de Montenach (1688–1707), André Bovet (1911–1915), Placide Colliard (1915–1920), Marius Besson (1920–1945) und François Charrière (1945–1970) in St. Nikolaus; Joseph-Hubert de Boccard (1746–1758), Pierre-Tobie Yenni (1815–1845) und Joseph Deruaz (1891–1911) in Liebfrauen; Bernard-Emmanuel de Lenzbourg (1782–1795) und Etienne Marilley (1846–1879) bei den Franziskanern; Maxime Guisolan (1803–1814) bei den Kapuzinern; Jacques Duding (1707–1716) und Claude-Antoine Duding (1716–1745) in St. Johann sowie Joseph-Nicolas de Montenach (1758–1782) bei den Ursulinen. Trotzdem war das Verhältnis von Freiburg zu «seinen» Bischöfen alles andere als spannungsfrei. Um das erreichte Staatskirchentum nicht zu gefährden, hatte der Freiburger Rat die heimatlosen Bischöfe von Lausanne (Antoine de Gorrevod, 1565–1598; Jean Doroz, 1600–1607; Jean de Watteville, 1609–1649; Jodocus/Josse Knab, 1652–1658, und Jean-Baptiste de Strambino, 1662–1684) anfänglich gar nicht aufnehmen wollen. Aber auch noch im 19. Jahrhundert, in der Zeit der radikalen Regierung, gab es einen aus Freiburg vertriebenen Bischof, Etienne Marilley (1846–1879). Dabei ist nicht ohne Einfluß, daß das Bistum von 1536 bis 1925 ohne Domkapitel blieb. Erst 1924/1925 wurde das Chorherrenstift von St. Ni-

kolaus zum Domkapitel erhoben, freilich im Unterschied zu seinem mittelalterlichen Vorgänger, dem Domkapitel von Lausanne, ohne das Recht, den Bischof zu wählen. Wenn wir auch nicht übersehen, daß dieses sein Wahlrecht nur bedenklich wenig ausüben konnte (am ehesten noch im 13. Jahrhundert), so glauben wir doch nicht, daß es Rücksicht auf ein angeblich wahlungewohntes Chorherrenkapitel war, welche den Papst dieses Recht 1924/1925 dem neuen Domkapitel vorenthalten ließ. Ebenso verfehlt ist es, die bisherigen Rechte der Freiburger, den Stadtpfarrer und die Chorherren von St. Nikolaus zu ernennen, als dem kanonischen Recht zuwiderlaufende reine Gewohnheitsrechte zu bezeichnen, wie der Redaktor des vorliegenden Bandes, Patrick Braun, dies (S. 395) tut. Diese kritische Bemerkung soll nicht sein Verdienst schmälern, daß er zusammen mit seinen Mitarbeitern die durch den historischen Bruch von 1536 kompliziert gewordene Geschichte des Bistums und seiner Verwaltungsorgane (Weihbischöfe, Kanzler, Generalvikare und Offiziale) mit dem vorliegenden Band gut in den Griff bekommen hat. Dieser wird durch je ein Verzeichnis der Pfarreien und der klösterlichen Niederlassungen samt Karten ergänzt und durch ein Register erschlossen.

KATHRIN UTZ TREMP

Jaun im Greyerzerland, in: Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde 55 (1988), S. 1–412.

Nach Tafers im Jahre 1984 erhält Jaun als zweite Gemeinde eine Monographie im Rahmen der Schriftenreihe des Deutschfreiburger Heimatkundevereins. Jedem, der mit der Geschichte und Geographie des Kantons Freiburg einigermaßen vertraut ist, erscheint Jaun in verschiedener Hinsicht als ein Sonderfall. Augenfällig ist besonders die sprachliche Isolierung dieses höchstgelegenen, deutschsprachigen Dorfes des Kantons innerhalb des sonst französischsprachigen Greyerzbezirks. Die alte Verbindung über den Jaunpaß mit dem Simmental im Osten, woher die Besiedlung des Tals einst erfolgt war, wurde im 16. Jahrhundert durch die Errichtung hoheitlicher und konfessioneller Grenzen abgeschnitten. Die Beziehungen zum Sensegebiet über den Euschelspaß erlangten nie große Bedeutung. So blieb nur die politische Einbindung ins welsche Greyerzerland im Westen übrig, zu dem Jaun als Teil der Herrschaft Corbières (Korbers) seit dem 13. Jahrhundert gehörte. Der Anschluß an Freiburg erfolgte in verschiedenen Stufen zur Zeit der Burgunderkriege und war 1504 abgeschlossen.

Wieweit die politisch-sprachlichen Rahmenbedingungen und die karge Umwelt die Talschaft in besonderer Weise geprägt haben, wieweit sie die Geschichte ihrer Bewohner zu einem Sonderfall machen, diese Frage wird bereits im Vorwort durch den Herausgeber Moritz Boschung formuliert, von ihm jedoch sogleich mit dem Hinweis auf die allgemeingültigen Erscheinungsformen des bäuerlichen Alltags auch relativiert. Die Suche nach dem Besonderen und dem Allgemeinen in Vergangenheit und Gegenwart des Jauntals

durchzieht wie ein Generalthema das Buch, siebzehn Autoren befassen sich unter verschiedensten Blickwinkeln damit. Die Spannweite der Themen reicht von den archäologischen Befunden des Mittelalters bis zum Elektrizitätswerk (das – ebenfalls ein Sonderfall – als einziges des Kantons sich in Privatbesitz befindet), von den bäuerlichen Haus- und Siedlungsformen, der Arbeit in Feld und Wald, der Flora und Fauna, bis zu den (sanft eindringenden) Veränderungen durch den heutigen Fremdenverkehr, von der Jauner Mundart bis zu Fest und Geselligkeit, Brauchtum und Sagenwelt. Vor dem Leser wird ein lebendiges Bild einer lebendigen Talschaft ausgebreitet, die auf ihre Eigenart stolz ist und ihre Traditionen pflegt.

Die frühe innere Selbständigkeit der Gemeinde äußert sich in ihrem eigenen, im 15. und 16. Jahrhundert kodifizierten Landrecht. Darauf gestützt, suchte Jaun sich gegen die Obrigkeit im fernen Freiburg und deren Vertreter, den Landvogt, so gut wie möglich zu behaupten. Zum aufsehenerregendsten Konflikt zwischen den Bauern und den Gnädigen Herren kam es im 17. Jahrhundert: 1635 weigerten sich die Jauner, gestützt auf ihre verbrieften Rechte, die Zinsen und Abgaben weiter zu entrichten – mit dem Ergebnis, daß dreißig von ihnen für einige Wochen im Freiburger Jaquemart-Turm Zwangsaufenthalt nehmen mußten und zwei Wortführer des Aufstandes nur dank inständigem Bitten ihrer Ehefrauen dem Scharfrichter entkamen.

Im kleinen, verhältnismäßig abgeschlossenen Gemeinwesen spielte die Kirche stets eine wichtige, ja bisweilen dominierende Rolle. Dies äußert sich etwa in der erstaunlich reich mit Kirchen, Kapellen, liturgischen Geräten, Wegkreuzen und Bildstöcklein ausgestatteten Sakrallandschaft und im vielfältigen religiösen Brauchtum, das in einigen Formen bis zur Gegenwart erhalten geblieben ist. Der Pfarrer besaß, je nach persönlicher Veranlagung, über seine Aufgaben als Seelenführer hinaus Einfluß und Macht: Das Selbstverständnis einiger Pfarrherren belegen die drei noch bestehenden stattlichen Pfarrhäuser oder die um 1908/10 errichtete große Kirche. Zu jener Zeit bestand die Demokratie im Bergdorf darin, daß Bürger, die an ihrer alten Kirche hingen und die Notwendigkeit eines Neubaus nicht einsehen wollten, die Wahl hatten, entweder die Pläne des baufreudigen Pfarrers einstimmig gutzuheißen oder sich der Abstimmung durch vorzeitiges Verlassen der Pfarreiversammlung zu entziehen: 24 Mutige entschieden sich damals für die zweite Möglichkeit ... Noch heute besteht in Jaun das verfassungsrechtliche Unikum, daß die seit der Zeit der Helvetik postulierte Gütertrennung zwischen Pfarrei und politischer Gemeinde nicht durchgeführt worden ist; am geschlossenen Widerstand der Jauner scheiterte 1968 der bisher letzte Versuch des Freiburger Staatsrates, die gewachsene Einheit von Pfarrei und Gemeinde aufzulösen.

An Freiräumen neben der mächtigen Kirche hat es den Jaunern freilich nie gefehlt, davon zeugen die Sagenerzählungen, die weltlichen Feste und kulinarischen Rezepte sowie die zahlreichen geselligen Vereinigungen, die heute noch das Dorfbild prägen. Das Jaunbuch ist ein schönes Zeugnis dieses als Sonderfall und Normalität zugleich definierbaren Geistes. – Die interessante Lektüre wird durch zahlreiche Illustrationen aufgelockert; nützliche bibliographische Hinweise beschließen den Band.

Ernst Tremp

Jean-Pierre ANDEREGG, *Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg - La maison paysanne fribourgeoise.* Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. 2 Bde., Basel 1979 und 1987.

Mit der Reihe «Die Bauernhäuser der Schweiz» unternimmt die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde die verdienstvolle, aber auch mühsame Aufgabe der Darstellung eines Inventars des bäuerlichen Hausbaues. Der Wert dieser Arbeit kann nicht hoch genug veranschlagt werden, sind doch die Bauernhäuser wichtige Zeugen unserer Vergangenheit. Sie widerspiegeln nicht nur die Bedeutung der Landwirtschaft im Wirtschaftsgeschehen vergangener Jahrhunderte, sie belegen auch eine bestimmte Einstellung dem Leben, der Gemeinschaft und der Natur gegenüber. Gerade in unserer Zeit, die von einem stürmischen Wandel der Kulturlandschaft gekennzeichnet ist, kommt einem Rückblick auf diese Aspekte der Kultur großes Gewicht zu. Allzu rasch wird Vergangenes als veraltet, nicht mehr zeitgemäß bezeichnet, allzu rasch wird es durch Neues, Funktionales («Praktisches») ersetzt – ohne daß man sich die Mühe nimmt, den Stellenwert des «Unpraktischen» zu ermessen und sich gegebenenfalls damit zu arrangieren.

Wenn Staatsrat Marius Cottier im Vorwort zu Band 2 das Inventar mit einem «archäologischen Befund» vergleicht, so mag er zum Teil Recht haben. Allerdings kann das vorliegende Werk dazu beitragen, daß bei der Bevölkerung eine neue Einstellung, ein neues Bewußtsein diesem besonderen Aspekt der freiburgischen Kultur gegenüber entsteht. Es geht nicht um ein nostalgisches Gefühl, an das appelliert werden soll, vielmehr soll ein Gefühl der Achtung vor den Leistungen einer Vergangenheit geweckt werden, die wir nur zu gern als «unterentwickelt» bezeichnen – darüber, was «entwickelt» tatsächlich bedeutet, ist man sich aber immer noch nicht im klaren.

Der Rezensent muß bei diesem Werk auf eine traditionelle Besprechung verzichten. Es ist müßig, Fehler und Schwächen zu suchen, wenn sein Anliegen nicht bei der Theoriebildung und -diskussion, sondern bei der sorgfältigen Inventarisierung und Interpretation liegt. Eine kleine formale Anmerkung sei dennoch erlaubt. Sie betrifft die Abbildung 24 (Eigentumsstruktur von Tafers), die kartographisch etwas aussagekräftiger hätte gestaltet werden können (z. B. durch eine klarere Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Eigentum).

Viel eher kann man sich Gedanken zur Konzeption des Werkes an sich machen. Anderegg hat einen regionalen Aufbau gewählt, der historisch begründet ist: den alten Stammlanden des Stadtstaates Freiburg ist der erste Band gewidmet, den späteren Vogteien der zweite. Wer jedoch erwartet, zwei regionale Monographien vor sich zu sehen, der wird enttäuscht sein: innerhalb beider Bände findet sich ein rigoroses thematisches Schema, das von den Siedlungen (kleiner Maßstab) zu den Einzelbauten und den Bauelementen fortschreitet (stete Vergrößerung des Maßstabes) und mit der Funktionaltypologie endet. Damit ist ein klarer Rahmen gesetzt, der sich in ähnlicher Form auch in anderen Bänden der Reihe findet.

Wenn auch der thematische Aufbau dominiert, so wird doch die regionale Komponente nicht vernachlässigt. Ein detailliertes Ortsregister mit Gebäu-

deinventar erschließt die einzelnen Siedlungen dem Benutzer. Dazu gesellt sich ein Sachregister der Fachbegriffe mit einem Hinweis auf die Seite, wo die betreffenden Ausdrücke definiert und illustriert werden. Im Verein mit dem detaillierten Inhaltsverzeichnis wird das Werk so zu einem leicht zu handhabenden Nachschlagewerk. Sein Wert wird durch die Zweisprachigkeit noch erhöht, ist es für den nicht spezialisierten Benützer doch nicht immer möglich, alle Ausdrücke in beiden Sprachen zu kennen. Schließlich sei auch die Fülle der Illustrationen gebührend gewürdigt. Sie sind für das Inventar unabdingbar und bringen dem Leser zahlreiche Zusammenhänge nahe und zeigen Einzelheiten, die man beim Betrachten in der Wirklichkeit gerne übersieht. Dem Autor und den Herausgebern kann man zu diesem Werk nur gratulieren. Es bleibt zu hoffen, daß die Weiterführung des Bauernhaus-Inventars im Kanton Freiburg den Sinn für diesen (heute gerne verdrängten) Teil der Kultur und das Verständnis für die Schutz- und Erhaltungsmaßnahmen fördert. Zudem enthält der Band für die Siedlungsgeographie zahlreiche wertvolle Anregungen.

WALTER LEIMGRUBER

Alain GLAUSER, *Frontons et poyas. Les frontons peints et les peintures de montée à l'alpage en Gruyère, Glâne, Sarine et Veveyse,* Neuchâtel 1988, 260 S., zahlreiche Abbildungen.

Wenn heute der Begriff der «Poya» in Freiburg als bekannt vorausgesetzt werden kann, ist das nicht zuletzt dem Autor des vorliegenden Werkes zu verdanken. Sein kurzgefaßter, populärer Erstling zum Thema erschien vor 15 Jahren gleichzeitig in einer französischen und einer deutschen Version (Alain Glauser, Poya aus dem Greyerz, Paudex 1974). Im Vorwort dieses Buches schlug Henri Gremaud, damals noch Konservator des Greyerzer Heimatmuseums, den Patois-Ausdruck *poya* (=Abhang, steiler Anstieg) für das traditionelle Freiburger Alpfahrtsbild vor. Zusammen mit seinem Nachfolger im Amte, Denis Buchs, hat er eines der markantesten Phänomene der Greyerzer Hirtenkultur in Publikationen, Vorträgen und Ausstellungen bekanntgemacht.

Was bisher noch fehlte, war ein systematischer Katalog aller greifbaren Poyabilder und Poyamaler. Es ist ein Glücksfall, daß die mit wissenschaftlicher Akribie gepaarte Liebhaberei eines Neuenburger Zahnarztes uns nun zum einschlägigen Standardwerk verholfen hat.

Wiederum läßt Alain Glauser an erster Stelle Henri Gremaud zu Wort kommen, diesmal mit einer Betrachtung über das noch wenig erforschte Leben des Erfinders der Poyamalerei, des Köhlers Sylvestre Pidoux aus Vuadens (1800–1871). Immerhin kann Gremaud den Historiker Franz Küenlin als zeitgenössischen Zeugen eines ersten kommerziellen Angebotes dieser Alpfahrtsbilder anrufen. Das älteste erhaltene Werk von Pidoux datiert aus dem Jahr 1835, zu einer Zeit, als die Blüte der Greyerzer Alpkäsefabrikation bereits am Welken war. Dieses Paradox, die sogenannte Kulturretardierung, nimmt heute ausgesprochen nostalgische Züge an, wird doch die bildnerische Selbstdarstel-

lung des Hirtenbauern, ganz im Gegensatz zu dessen schwindender volkswirtschaftlicher Bedeutung, immer beliebter. Davon zeugt die Statistik: Von den 500 in Glausers Katalog festgehaltenen Poyabildern stammen 300 aus der Zeit nach 1960.

Versucht der Verfasser einerseits die personellen Ursprünge der Poyamalerei zu ergründen, so geht er anderseits auch dem anfänglichen Bildträger nach: Das im Titel des Buches erscheinende Begriffspaar «Frontons et poyas» weist auf einen besonderen Bauteil am hölzernen Bauernhaus hin, nämlich auf den Sturz des Tenntores, auch Jochbalken genannt. Dieser triumphbogenähnliche Abschluß der Hauptöffnung in der bäuerlichen Hausfront ist spätestens seit dem Ende des 16. Jh. bevorzugter Ort für Zeichen, Symbole, Daten und Namen. Im Laufe des 18. und zu Beginn des 19. Jh. wird dieser meist eichene Balken immer aufwendiger profiliert, gekerbt und schließlich bemalt, vorerst in graphisch-ornamentaler und dann in figürlicher Manier. Das Zentrum dieser Tennsturzmalereien ist, im 2. Drittel des 19. Jh., das Dorf Châtonnaye mit nicht weniger als 20 erhaltenen Beispielen, dann das Gebiet nördlich des mittleren Glanelaufs zwischen Romont und Autigny. Hier sind neben zwei namentlich bekannten Malern: Joseph Sudan (1808–1877) und Augustin Dumas (1823–36 aktiv) vor allem zwei Anonyme vertreten, deren jeweiliger Stil leicht erkennbar ist. Nach den lange Zeit weitverbreiteten Emblemen wie dem Christus- oder Marienmonogramm erscheint hier auch die Schutzmadonna der Freiburger Truppen im Sonderbundskrieg, die Vierge de la Médaille miraculeuse.

Mit der Ablösung vom starren, langgestreckten Format des Jochbalkens zu Beginn des 20. Jh. gewinnt die Darstellung der in Serpentinen aufsteigenden Viehherde sowie der realen oder fiktiven Landschaft an Bedeutung. Die nunmehr gedrungen rechteckige Holztafel oder Leinwand von oft monumentalen Ausmaßen, an der Scheunenwand nachträglich befestigt, wird zum «Tableau», d.h. der eigentlichen Visitenkarte des stolzen Viehbesitzers.

Glausers reich und sorgfältig illustrierter Band ist in erster Linie als kommentierter, mehrfach aufgeschlüsselter Katalog angelegt. Stehen in einem ersten Teil die Malerpersönlichkeiten des 19. und 20. Jh. mit biographischen Angaben und z.T. amüsanten Selbstcharakterisierungen im Vordergrund, setzt sich das eigentliche Inventar aus einem chronologischen und thematischen Werkverzeichnis zusammen. Die verschiedenen Maltechniken, der Standort der Bilder und die Verkaufspraktiken werden in einem besonderen Kapitel abgehandelt.

Die Akribie des Verfassers zeigt sich vor allem im Inventar, wo er die Objekte nach den verschiedensten Kriterien, z.T. in Wiederholung, auflistet. Besonders aufschlußreich scheint mir dabei der ikonographische Aspekt: Hauptmotive sind neben den Rindern, einschließlich Jung- und Kleinvieh, mit eigentlichen Kuh- und Stierporträts, auch die übrigen Haus- und selbst Wildtiere, daneben Szenen der Jagd, des bäuerlichen Alltags und des Gewerbes. Die christliche Ikonographie, meist in zeichenhafter Form, findet sich eher auf den älteren Jochbalken. Eine ausführliche Bibliographie, in der auch entlegenste Zeitungsartikel und selbst Radio- und Fernsehsendungen zum Thema nicht fehlen, legt ein letztes Mal Zeugnis ab von der exemplarischen Gründlichkeit des Autors.

Tennsturzmalereien aus dem französischsprachigen Freiburger Hirtenland und die daraus entstandenen Poyabilder sind nicht nur als Selbstdarstellung einer über lange Zeit staatstragenden Bevölkerungsschicht beachtenswert. Sie dienen auch als liebenswürdige und noch kaum ausgewertete Geschichtsquelle für regionales Hirtenbrauchtum, Viehrassen und Volksfrömmigkeit. Diese in einem leicht lesbaren Prachtsband, in dem nur ein Ortsregister fehlt, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst eines auswärtigen Amateurs im besten Doppelsinn des Wortes. Möge sein unbestechlicher Blick für ein heute mannigfach bedrohtes Kulturgut auch den betroffenen Einheimischen die Augen öffnen.

JEAN-PIERRE ANDEREGG

Was het mù andersch wele? Erinnerungen an eine Kindheit im Oberen Sensebezirk der Zehner- und Zwanziger Jahre, aufgezeichnet von Armin SCHÖNI, Freiburg 1988, 153 S., zahlreiche Abbildungen.

Wenn die Geschichtsstudenten in den Einführungsseminarien an der Universität von der Methode der «Oral History» hören, denken sie zunächst einmal an Amerika oder andere ferne Länder; daß aber auch in ihrer heimatlichen Umgebung im Gedächtnis gespeichertes reiches Wissen über die erlebte Vergangenheit nur darauf wartet, durch Fragen erschlossen zu werden, kommt ihnen meist nicht in den Sinn. Genau dies hat der Sensler Lehrer und Schriftsteller Armin Schöni getan: Durch behutsames Fragen, geduldiges Zuhören über Monate hinweg und sorgfältiges Aufzeichnen ist es ihm gelungen, eine solche Quelle auf bemerkenswerte Weise zum Sprechen zu bringen.

Eine betagte Frau aus dem Oberen Senseland – sie bewahrt dem Leser gegenüber ihre Anonymität – berichtet aus ihrer Kindheit und Jugend zur Zeit des Ersten Weltkrieges und der Zwanziger Jahre. Nicht zügelloses Erzählen, nostalgisches Schwelgen in einer gerundeten, geglätteten Großvaterzeit wird hier ausgebreitet, sondern in knappen Kapiteln und nüchterner, verhaltener Sprache werden Alltagssituationen der kleinen Leute lebendig: die Härten der Armut, Hunger und Kälte, die soziale Not kinderreicher Familien, strenge Zucht und Kinderarbeit, die Schulzeit, die repressive Gewalt von Kirche und patriarchalisch geprägter Gesellschaft, doch auch die unbeschwerten kleinen Freuden einer Kindheit auf dem Lande, Feste im Banne des religiösen Brauchtums, Augenblicke des Glücks. All dies steht unharmonisiert nebeneinander, allein durch den sich erweiternden Erfahrungshorizont des aufwachsenden Mädchens bestimmt. Gerade dadurch aber fügt sich ein authentisches Bild vom Leben des Volkes in der Christlichen Republik von damals zusammen. Der sachliche, nicht anklagende, doch auch nicht beschönigende Bericht ist wohltuend durchsetzt von zahlreichen Mundartausdrücken für Unübersetzbares oder sprachlich Typisches, die den Leser immer wieder daran erinnern, daß er an der individuell erlebten und gelebten Vergangenheit der Erzählerin teilnimmt; dem im Sensler Dialekt Ungeübten erleichtert ein Glossar am Ende des Textes das Verständnis.

Ein dokumentarischer Anhang mit gut ausgewählten Photographien, Zeitungsberichten, Anzeigen und Inseraten jener Zeit, der die zweite Hälfte des gefälligen Bändchens ausmacht, liefert als eine Art Folie den thematischen und räumlichen Hintergrund zu den Kindheitserinnerungen aus der Sense.

ERNST TREMP

Un défi permanent – Eine ständige Herausforderung. Ducenti pro amicitia anni, Cardinal 1788–1988, Freiburg 1988, 195 S., zahlreiche Abbildungen.

Am 4. Juli 1988 jährte sich zum 200. Mal die Erteilung einer Braubewilligung durch die Freiburger Regierung an Franz Piller, Wirt des Gasthauses Zum Salmen außerhalb des Berntors. Ihm wurde erlaubt, seinen ältesten Sohn durch einen Fachmann aus Dillingen zum Braumeister ausbilden zu lassen und eine gewerbsmäßige Brauerei einzurichten. Dabei handelte es sich nicht um den ältesten derartigen Betrieb in der Saanestadt, aber was damals mit Hilfe eines bayerischen Gesellen ins Werk gesetzt wurde, blieb durch die Wechselfälle der Geschichte erhalten und ist unter dem Namen «Cardinal» über Freiburg hinaus zum Begriff geworden.

Um das Jubiläum gebührend zu begehen, übertrug die Sibra-Holding einer Historikergruppe den Auftrag, die Firmengeschichte zu schreiben. Unterstützt von Hélène-Alix de Weck und Marc Agustoni, entledigte sich Roland Ruffieux mit der gewohnten Eloquenz und weiten Perspektive dieser interessanten Aufgabe. In fünf Kapiteln führt er dem Leser die verschiedenen Metamorphosen des Unternehmens vom Kleinbetrieb zum Konzern anschaulich vor Augen. Die wichtigsten Etappen des Aufstiegs – der sich auch topographisch innerhalb des Stadtbildes vollzog – waren 1877 der Übergang der unterdessen in die Neustadt verlegten Firma aus einer Konkursmasse in den Besitz der Familie Blancpain, die aus dem Berner Jura zugewandert war, 1890 die Annahme des Markennamens Cardinal, nach der Jahrhundertwende die Dislozierung in die neue Anlage im Industriequartier von Pérolles, 1970 die Gründung der Holding. Nichts Genaueres erfährt man hingegen über die ebenfalls folgenreiche Fusion mit dem zweiten bedeutenden Brauunternehmen der Stadt, der Brauerei Beauregard. Am Schluß der Festschrift berichten Mitarbeiter der Firma in zwei Kapiteln über die Gegenwart und die Zukunftsaussichten.

Phasen des Aufstiegs, der Stagnation oder Expansion des Unternehmens standen, wie aus den Ausführungen von Ruffieux hervorgeht, meist in enger Wechselbeziehung zur allgemeinen Wirtschaftsentwicklung. Im städtischen Leben spielte die Brauerei nicht nur als Durstlöscher, sondern vor allem auch als Arbeitgeber und als bedeutender wirtschaftlich-gesellschaftlicher Faktor seit jeher eine nicht zu unterschätzende Rolle. Dies gilt im besonderen Maße für jene noch nicht so weit zurückliegenden Jahrzehnte, als neben der Schokoladefabrikation, den Pensionaten für Höhere Töchter und der Universität die Bierproduktion die einzige «Industrie» Freiburgs war ...

Das Jubiläumswerk ist schön ausgestattet und mit sorgfältig ausgewählten farbigen Abbildungen versehen. Besonderes Lob verdient der Entscheid der Herausgeber, das Buch durchgehend zweisprachig zu gestalten, was in unserem zweisprachigen Gemeinwesen noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Hingegen ist sehr zu bedauern, daß dieser löbliche Grundsatz nicht mit der nötigen Sorgfalt ausgeführt worden ist: Die deutsche Übersetzung des Textes und der Bildlegenden ist in sprachlich-verständnismäßiger Hinsicht mangelhaft, darüber hinaus zeugt sie von Unkenntnis der deutschsprachigen Namengebung Freiburgs, die seit dem Mittelalter gewachsen und in der Bevölkerung lebendig geblieben ist. Es sei mir verziehen, wenn ich mich an dieser Stelle mit einer kleinen Auswahl aus der langen Liste einschlägiger «Lesefrüchte» begnüge: Der wackere Firmengründer von 1788 hieß nicht «François» Piller (S. 39), wie man an der Abbildung des Ratsmanual-Eintrags auf der gegenüberliegenden Seite selber nachprüfen kann, Pillers Wirtschaft nicht «Herberge ‹Saumon›» (ebenda); auch «Berner Tor» und «Neuveville-Quartier» (S. 75) widersprechen dem Freiburger Sprachempfinden. Die prächtigen bemalten Glasfenster in der Brauerei Viennoise in Bulle sind keine «Putzenscheiben» (S. 119), das bekannte Ölgemälde «Café de l'Union» von Jean-Louis Tinguely «hängt» nicht «in der Broye in einer Bierhalle» (S. 146), sondern stellt eine Wirtsstube aus dem Broyegebiet dar. – Wenn an dieser Stelle auf die sprachlichen Mängel der deutschen Fassung besonders hingewiesen wird, so geschieht dies in der Hoffnung, daß bei einer nächsten Gelegenheit der Übersetzung mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde.

ERNST TREMP

Kantonsgeschichten aus der Ostschweiz und Graubünden

In kurzem Abstand erschienen in den Kantonen Thurgau und Graubünden neue Kantonsgeschichten, während in St. Gallen ein altbewährtes Werk neu aufgelegt wurde. Alle drei Publikationen sind Ein-Mann-Geschichten mit ihren Vorzügen und Nachteilen. Von gediegener Aufmachung und mit unterschiedlichem Illustrationsverständnis gestaltet, bieten sie in unterschiedlichen Preislagen eine reiches Wissen an. Nicht nur der Historiker, sondern auch der Laie wird diese Kantonsgeschichten mit Nutzen zur Hand nehmen und auf seine Fragen Antwort finden sollen und können. Beide Unternehmen, das Verfassen von neuen Geschichten und der Nachdruck alter Werke, verdienen Beachtung und Anerkennung.

Peter METZ, *Geschichte des Kantons Graubünden,* Bd. 1, 1798–1848, Chur 1989, 655 S., Abbildungen.

Der Autor, Jurist, ist als langjähriger Redaktor des «Bündner Jahrbuches» und selbst als Verfasser zahlreicher Publikationen zur Bündner Geschichte mit der Vergangenheit seines Kantons vertraut. Er wagt sich als alleiniger Autor an eine

weitgefächerte und dargestellte Gesamtschau des Kantons Graubünden. Dem hier vorliegenden Band (1798–1848) sollen in der gleichen Art und mit rund 700 Seiten bis 1992 noch zwei weitere Bände (1848–1914; 1914 bis heute) folgen, wie, etwas versteckt, die Schutzhülle innen verrät.

Vom Konzept her schließt sich dieses Werk an Friedrich Pieth's «Bündnergeschichte», Chur 1945, 638 S., an. Inhaltlich gesehen geht aber Metz weiter, sind doch dem gleichen Zeitraum von Pieth «nur» rund 140 S. gewidmet. Die hier von versöhnlich-ausgeglichenem Geist geprägte Publikation entspricht der klassisch-politischen Geschichtsschreibung, die auch die neueste Literatur aus dem Ausland berücksichtigt, mit ihren Vorzügen und praktischen klaren Kapitelunterteilungen. Zu bedauern ist jedoch die m. E. zu knappe Erfassung der wirtschaftlichen und sozio-demographischen Fragen und von verschiedenen kulturpolitischen Aspekten wie z. B. der kunstgeschichtlichen Entwicklung.

Die Beigabe von Quellentexten im Anhang ist von der Aussagekraft her begrüßenswert, sie belastet aber auch diesen Buchteil. Angesichts des großen Interesses an grundlegenden Texten wäre ein eigener, kurz kommentierter Quellenband in Erwägung zu ziehen.

Zu jedem Kapitel findet sich im Anhang nach wertvollen Quellenhinweisen auch ein an und für sich praktisches Literaturverzeichnis. Leider ist es chronologisch-alphabetisch vermischt aufgebaut, wobei einzelne Titel wohl auch zu anderen Kapiteln zitiert werden müßten. – Auf Fußnoten wurde verzichtet, was nicht unbedingt von Vorteil ist.

Über die Hälfte der Illustrationen gibt Porträts wieder, was eine fast persönliche Bindung zur Führungsschicht fördert. Leider ist die Qualität der Abbildungen oft sehr schwach. Bei der als wirklich zu knapp empfundenen Anzahl von Illustrationen – farbige Reproduktionen fehlen – müßten Überschneidungen wie z. B. S. 136 und S. 395 vermieden werden. Die Legenden sind in der Regel recht ausführlich und aussagekräftig formuliert, diejenige zum Kadetten S. 321 ist eine Ausnahme. Es ist zu überlegen, ob mit vermehrten Kartenbeilagen, Statistiken und Graphiken nicht zusätzliche Informationen gegeben werden könnten.

Das Schriftbild ist sehr leserfreundlich. Ob der Kleindruck zur optischen Trennung des eidgenössischen Kontextes von der eigentlichen Kantonsgeschichte nötig war, ist Ansichtssache. Die gediegene, ja fast spröde Aufmachung mit der silbernen Fraktura im Titel auf dem dunkelblauen Leineneinband erinnert an die Kantonsfarben, wirkt aber beinahe abweisend-streng. Der Benutzer und Leser wird jedoch seinen Griff zur neuen Bündner Kantonsgeschichte nicht bereuen, auch wenn das Register ausführlicher sein könnte, um den Einstieg stärker zu erleichtern.

Albert SCHOOP, *Geschichte des Kantons Thurgau,* Bd. 1, Chronologischer Bericht, Frauenfeld 1987, 607 S., Abbildungen.

Der Autor kennt sich in der Thurgauer Geschichte nicht nur als Lehrer für Geschichte und Staatskunde an der Kantonsschule gut aus, er hat auch als Forscher wesentliche Beiträge, so z. B. zur Kantonsmiliz, über den Diplomaten

Johann Konrad Kern oder zur Kantonsentwicklung bis 1953 geleistet. Die Kantonsgeschichte hier umfaßt den Zeitraum von 1798 bis 1987. Die systematische Erschließung (und wohl die Korrektur zur letzten, 1987 abgehaltenen Volksabstimmung) soll in einem zweiten Band erfolgen.

Schoop geht inhaltlich über seinen Vorgänger Ernst Herdi, Geschichte des Thurgaus, Frauenfeld 1943, hinaus. Er schöpft dabei nicht nur aus der neueren und neuesten Literatur, ohne ältere Erkenntnisse zu übergehen, sondern geht häufig direkt auf die eigentlichen Quellen zurück. Die Berücksichtigung der meinungsbildenden Medienerzeugnisse führt zu einer lebendigen, wenn auch oft politisch gefärbten Darstellung mit persönlichen Aussagen in der Art der klassisch-liberalen Geschichtsschreibung. Dies kann bei Lesern, die nur eine wertneutrale Schilderung erwarten, Anstoß erregen. Karten, Tabellen, Graphiken und auch farbige Illustrationen lockern textbezogen die Darstellung auf.

Der Text ist mit im Anhang zusammengefaßten Fußnoten versehen, die den präzisen und direkten Einstieg in die Quellen und Fachliteratur ermöglichen. Wertvoll ist auch das Literaturverzeichnis, die Liste der Illustrationen, die Ergebnisse der Volksabstimmungen und die Angabe der Thurgauer in der Kantonsexekutive und in der Bundesversammlung. Zu hoffen bleibt ein möglichst schnelles Erscheinen des vorgesehenen zweiten Bandes, ist doch durch das Fehlen der Register für einen schnellen Einstieg und Vergleich ein unnötiger Zeitaufwand verbunden.

Wenn das Schriftbild hier auch enger ist, bleibt es gut lesbar. Der dunkelgrüne Einband mit goldenen Titelangaben läßt den Band auch optisch gut in eine Bibliothek einreihen. Auch diese Kantonsgeschichte wird sicher noch auf Jahre ein Referenzwerk bleiben und dem Benutzer manche wertvolle Dienste erweisen.

Ildefons von Arx, *Geschichten des Kantons St. Gallen.* Nachdruck der Ausgabe 1810–13/1830. Mit einer Einführung von Werner Vogler herausgegeben vom Stiftsarchiv St. Gallen, St. Gallen 1987, 3 Bde., 554 + 74 S., 665 + 44 S., 669 + 14 S. und 55 S. Register zu den drei Bänden.

I. von Arx (1755–1833) verfaßte seine Geschichte 1810–13 und versah sie 1830 mit Nachträgen. Als Klostermönch von St. Gallen schöpfte der Autor mit offenem, objektivem Blick vorzüglich auch aus den von ihm 1804 neu geordneten Beständen des Klosterarchivs. Sein Werk umfaßt 1200 Jahre Existenz der Abtei St. Gallen und bringt nicht nur einen historisch-wissenschaftlichen Forschungsbericht, sondern pflegt auch die historische Erzählung.

Wenn auch die Publikation in einigen Aspekten durch neuere Detail- und Spezialuntersuchungen überholt ist, behält sie trotzdem durch die knappe, materialreiche und klare Darstellung in umfassender Quellenkenntnis ihren Wert. Selbst «moderne» Aspekte der Ideen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sind aufgegriffen, auch wenn ihnen kein eigenes Kapitel gewidmet ist. Erfreulich wäre ein zusätzlicher vierter Band mit Illustrationen und einem wissenschaftlichen Kommentar zum Text. Trotz Neuerscheinungen wie Georg Thü-

rer, St. Galler Geschichte, 2 Bde., St. Gallen 1953–72, und Ernst Ehrenzeller, Geschichte der Stadt St. Gallen, St. Gallen 1988, bleiben die von-Arx-Geschichten lesenswert. Dem Herausgeber, W. Vogler, ist zu seiner Initiative zu gratulieren.

Es wäre begrüßenswert, wenn auch die für den Kanton Freiburg wesentliche, von Dr. Berchtold 1841–52 verfaßte dreibändige «Histoire du canton de Fribourg» wieder im Nachdruck greifbar würde.

HUBERT FOERSTER